



Was man sehen kann

Du hast zuerst nicht daran geglaubt. Geflügelte Pferde, also wirklich. Andererseits - warum eigentlich nicht, warum soll es in dieser bekloppten Welt nicht auch geflügelte Pferde geben.

Ob es sie gibt oder nicht, sie sind jedenfalls der Grund dafür, warum du mitten in der Nacht ganz allein auf freiem Feld stehst.

Still, leise und bewegungslos stehst du. So müsse es sein, haben sie gesagt. Sonst kämen sie nicht, die Pferde.

Du weißt noch immer nicht, ob du an sie glaubst.

Es müssen mittlerweile Stunden vergangen sein. Als du gekommen bist, kroch gerade die Dämmerung über den Hügel, jetzt ist die Nacht in vollem Gang. Eine schmale Mondsichel steht am Himmel, Wolken ziehen vorüber. Hell, dunkel, hell - wechselnde Schatten auf einer Wiese. Kein Pferd weit und breit.

Wenn du still bist, haben sie gesagt, dann wird es um dich herum auch stiller. Eine so tiefe Stille wird das sein, du wirst dich fragen, ob du überhaupt noch atmest.

Und wirklich, es ist nicht ein Geräusch zu hören. Vorhin hast du noch die Rufe der Krähen gehört, irgendwo in der Nähe müssen sie ihre Schlafbäume haben. Dann das Bellen eines Fuchses und der Wind in den Bäumen am Waldrand.

Aber jetzt: nichts mehr. Absolute Stille.

Die Nacht ist doch sowieso still, sagen die, die es nicht besser wissen. Es stimmt nicht. Man denkt, es wird stiller, es wird ja auch stiller, doch mit der einsetzenden Dunkelheit werden alle leisen Geräusche laut und immer lauter.

Die Pferde, haben sie gesagt, nach denen kannst du nicht suchen, das funktioniert nicht. Du musst dich von ihnen finden lassen. Sie finden dich, wenn es an der Zeit ist.

Ein blöder Kalenderspruch nach dem nächsten, hast du gedacht.

Und wie soll das gehen?, hast du gefragt.

Sie haben nur geschwiegen.

Na danke, hast du gedacht und erst später verstanden, dass dieses Schweigen deine Antwort war. Still musst du sein, musst du werden. In dich hineinhören und den leisen Stimmen, die sich in dir verbergen, deine uneingeschränkte Aufmerksamkeit schenken.

Diese leisen Stimmen waren es, die dich hierher geführt haben, auf dieses Feld, diese Wiese, und dir gesagt haben, dass du hier richtig bist. Am hellen Tag hast die Figur entdeckt, mitten auf der Wiese steht sie, ein kleines, hutzeliges Männchen aus Stein, mit einer Laterne aus verwittertem Holz in der Hand und einem Ausdruck im Gesicht, der schwer zu beschreiben ist. Eine Mischung aus Staunen, Ehrfurcht und purem Glück.

Figur mit Laterne, steht auf der Plakette zu Füßen des Männchens. Takeshi Iguro, 1983.

Du hast das Internet befragt, aber das Internet kennt keinen Takeshi Iguro. Also bist du ins Rathaus gegangen. Oh, das ist lange her, haben sie dir im Bürgerbüro gesagt und es dauerte eine Weile, bis sich einer fand, der dann auch nicht viel mehr wusste als das. Es habe einmal ein Künstler im Ort gewohnt, hat er gesagt. Der habe jahrelang so eine Art Festival organisiert. Habe dazu andere Künstler eingeladen, Workshops und Veranstaltungen angeboten. In einem dieser Jahre sei die Figur entstanden.

1983, denkst du.

Von einem Takeshi Iguro weiß der Rathausmann nichts. Immerhin erinnert er sich an den Namen des Künstlers, der das Festival organisiert hat. Ein verstorbener Künstler, wie sich alsbald herausstellt.



Was man sehen kann

Egal, denkst du. Wen interessiert dieser Künstler, wen interessiert dieser Iguro. Du weißt, was du wissen musst. Wenn es geflügelte Pferde gibt, dann auf dieser Wiese. Das ist der richtige Platz. Er muss es einfach sein.

In den ersten Nächten stehst du am Waldrand. Die Nacht wird stiller, aber nie wirklich leise. Zu sehen ist nichts. Keine Wildschweine, kein Fuchs, kein Dachs und von geflügelten Pferden erst recht keine Spur.

Du darfst dich nicht verstecken, haben sie gesagt. Du musst zeigen, dass du da bist. Musst zeigen, wer du bist. Wie sollen dir die Pferde vertrauen, wenn du dich versteckt hältst?

In der nächsten Nacht stellst du dich aufs freie Feld und mit dem Männchen im Rücken schaust du in die gleiche Richtung, in die auch das Männchen sieht. Du stehst und wartest und wartest und stehst.

Nur in der Nacht seien sie zu sehen, haben sie gesagt. Vielleicht, so munkelt man, seien sie auch tagsüber da, aber niemand habe sie im hellen Licht der Sonne je gesehen. Weil erst das Mondlicht ihre Silhouetten zeichnet, die Körper mit weiß schimmerndem Licht überzieht, sichtbar macht.

Du hättest gedacht, sie künden sich mit lautem Getrappel an. Tosendem Donner von vielerlei Hufen, wie beim Pferderennen.

Doch als sie kommen, als sie tatsächlich kommen, geschieht es ganz lautlos, ist es mehr so, als würden sie wie Morgennebel vom Feld aufsteigen. Du willst dir die Augen reiben, dich in den Arm zwicken, aber du tust es nicht, verharrst weiter in regloser Stille. Kann das sein?, fragst du dich. Ich träume, sagst du dir und weißt doch, es stimmt nicht, nein, du träumst nicht. Denn da sind sie. Zwanzig, dreißig, noch mehr Pferde, schimmernd weiß wie das Mondlicht. Sie springen umher als hätte man junge Kälber zum ersten Mal auf die Weide geführt. Übermütig schlagen sie nach vorn und hinten aus, bäumen sich auf und lassen sich wieder fallen. Breiten ihre Schwingen, ihre Flügel aus, vielleicht berühren sie den Boden gar nicht mehr, sind längst abgehoben, tanzen fliegend über die Wiese. Vielleicht hörst du deshalb keinen Hufschlag.

Du weißt nicht, wie viel Zeit vergangen ist, du hast jegliches Gefühl dafür verloren. Irgendwann lässt sich hinter den Pferden ein schmaler Streifen Morgendämmerung erahnen. Als aus der Ahnung Wirklichkeit wird, laufen sie los. Laufen in die Überreste der Nacht hinein und jetzt ist es da, das donnernde Getrappel, das du erwartet hattest.

In der Dunkelheit werden sie kleiner, immer kleiner, werden zu einem einzigen schimmernden Punkt, bis sie dann tatsächlich abheben, in den Nachthimmel hinauf. Dort oben werden aus dem einen hellen Punkt viele kleine Punkte, sie huschen übers Firmament wie Sternschnuppen, du kommst mit dem Wünschen gar nicht hinterher.

Umd dich herum wird die Nacht heller, löst sich auf. Letzte Sterne verschwinden, auch der Mond ist weitergezogen.

Du erwachst aus deiner Starre, merkst erst jetzt, dass dir kalt geworden ist, deine Glieder ganz steif geworden sind.

Du reckst dich, streckst dich. Läufst über das Feld, als wären sie noch da, als wärest du mitten unter ihnen. Du springst, hüpfst, schlägst aus.

Aber du hebst nicht ab. Und als du in der Ferne einen roten Punkt herannahen siehst, der schnell zu einem Mensch mit Hund wird, da willst du diesen Mensch fragen, ob auch er sie gesehen hat, ob er das glauben, ob es das wirklich geben kann.

Doch als er näher kommt und an dir vorüber geht, da sagst du nur Guten Morgen.



Was man sehen kann

In der Ferne hörst du ein Auto, der Wind zaust an den Buchen am Waldrand, Bucheckern prasseln herunter, ein leises Echo der trappelnden Hufe, du drehst dich um, vielleicht, so denkst du, vielleicht kommen sie zurück, haben etwas, haben mich vergessen.

Aber nein, da ist nichts.

Nichts, was man sehen kann.

Lesen Sie [hier](#) die komplette Diskussion zu diesem Text ([PDF](#)).